
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 154 Bromberg, den 9. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von Barbra Ring.

4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wenn es bloß das war, wovor gnädiges Fräulein bange waren, da hätten Sie mich gern reden lassen können," sagte Leutnant Bersin, „von so was verstehe ich nämlich auch nichts. Ich bin in einem ganz einsamen Tal im Pfarrhaus aufgewachsen. Und später habe ich genug zu tun gehabt, meiner kleinen Schwester zu helfen. Meine Eltern sind früh gestorben. Ich habe keine Zeit gehabt, mich zu amüsieren."

„Schafskopf, warum haben Sie denn nicht gleich gesagt, daß Sie vom Lande sind. Da hätten wir doch fein zusammen schwatzen können", sagte Anne Karine ärgerlich. „Erzählen Sie mir was von Ihrer Schwester."

Und Leutnant Bersin erzählte von seiner kleinen Schwester, die gelähmt war. In einem Jahre hoffte er soweit zu sein, daß er die kleine Sophie zu sich nehmen und ihr ein Heim schaffen könnte.

„Da wollen Sie sich wohl eine reiche Frau suchen", sagte Anne Karine erfahren. „Onkel Mandt sagt, das wäre die einzige Manier, auf die unsre Leutnants auskommen könnten. Aber überlegen Sie sichs man bloß beizeiten. Die Ehe ist die Wurzel alles Übels."

Bewahre. Heiraten wolle er nicht, lachte Leutnant Bersin. Er wolle eine Anstellung als Lehrer an einer Schule nehmen.

„Pfui Deubel, wie greulich," rief Anne Karine laut, „da schicken Sie die Sophie doch lieber zu uns nach Näsby, dann brauchen Sie nicht an die olle Schule." Dann redeten sie über Landwirtschaft. Und als Leutnant Bersin an den Spieltisch kommandiert wurde, gab Anne Karine ihm die Hand und erklärte, sie könne ihn leiden und wolle ihn zum Freund haben. „Mit Ihnen kann ich von zu Haus schwatzen und alles", sagte Anne Karine. „Dietrich ist ja auch sehr nett, aber er lacht über alles, was ich sage."

Im Herrenzimmer standen die Spieltische mit blaffenden Lichtern. Da war Zigarrenrauch und Duft von Pjolter und Rotwein toddy und Spielmarkengerassel und Meldungen. Und wieherndes Altmännergelächter jedesmal, wenn der General gewann.

Im Salon saßen die Damen. Die älteren um den großen Tisch unter der Lampe. Man verhandelte die letzte Gesellschaft des Amtsrichters, die nicht anwesend waren. Man hörte die Frau Amtmann eine Beschreibung von der Krankheit des Herrn Amtmanns machen. Man war empört über das letzte Buch, das im Lesezirkel zirkuliert hatte.

In den Ecken saßen die jungen Leutnantsfrauen und ließen sich von den Leutnants, die den Kartentischen entwischt waren, bekuren. Anne Karine ging umher und hörte überall zu. Zuletzt machte sie im Damenzimmer halt, wo der Stadtschulze und Hauptmann Riebe ihre Partie Schach spielten.

„Zum Donnerwetter, Mensch. Sehen Sie denn nicht, daß Sie die Königin bloßstellen", schrie plötzlich Anne Karine und hielt Hauptmann Riebes Hand fest.

Hauptmann Riebe war schläfrig von all dem guten Wein, aber jetzt schnellte er empor und starrte Anne Karine an. Auch der Stadtschulze sah voll Bewunderung dieses seltsame Mädel an, das Donnerwetter sagte und Schach spielen konnte.

„Verstehen Sie denn was vom Schach?" fragte er erstaunt.

„Na und ob. Aber l'hombre macht mehr Spaß", sagte Anne Karine ruhig, — und damit marschierte sie wieder zu den Damen hinein, nachdem sie dem Hauptmann noch ans Herz gelegt hatte, nicht zu „pennen".

„Wie wärs denn, wenn wir ein wenig Musik zu hören bekämen? Wollen Sie uns nicht etwas vorspielen, liebes Fräulein?" fragte die Frau Amtmann mit Geistesgegenwart. — Sie war nämlich gerade dabei, der Frau Stadtvogt eine bissige Bemerkung über Frau Corvinia zuzuflüstern, die einen Augenblick draußen war, als Anne Karine dicht neben ihr auftauchte.

„Ja, gern", sagte Anne Karine.

Als Frau Corvinia wieder hereinkam durchs Herrenzimmer, hatten sämtliche Herren sich von den Spieltischen erhoben und sich in die Tür zum Salon gestellt, um zuzuhören. Aber was für eine eigentümliche Musik ist denn das, dachte Frau Corvinia. Und warum lachten denn die Herren alle.

Frau Corvinia erschien in der Tür.

Auf dem Schreibtisch saß mit baumelnden Beinen Anne Karine und spielte einen Rheinländer — auf der Ziehharmonika.

Die Amtmännin sah schadenfroh zu Frau Corvinia hinüber, die ein ganz entsetztes Gesicht machte. Die andern amüsierten sich köstlich und klatschten bravo.

„Ihre Nichte hat ein etwas — sonderbares Wesen", flüsterte die Amtmännin honigsüß.

Und das war Frau Corvinia denn doch zu viel. Sie selbst mochte ihre eigene Meinung haben über Anne Karine, aber andre sollten sich hüten, auf ihre Familie zu sticheln, besonders die Amtmännin.

„O, wenn man aus so guter Familie ist, kann man sich das schon leisten", sagte sie würdevoll und ein wenig scharf. Die Frau Amtmann war die Tochter eines Schneidermeisters Olsen, der sich ein Vermögen erschneidert hatte und jetzt als Großgrundbesitzer mit einem wohlklingenden bezahlten Namen auftrat.

Die Amtmännin wurde grün.

Eine so muntere und ausgelassene Stimmung hatte noch nie in einer Gesellschaft bei Oberstleutnants geherrscht. Frau Corvinia war das nicht ganz recht. Es war nicht vornehm. Aber sie legte doch Wert darauf, daß die Gäste durchaus keine Lust hatten zu gehen, und daß sie versicherten, es wäre ein riesig amüsanter Abend gewesen. Zudem hatte Hauptmann Riebe Frau Corvinia noch ein Kompliment gemacht über den Schachverstand ihrer Nichte und ihr Rassengesicht, das ganz Frau Corvinias wäre. Das ersparte Anne Karine den Rüffel für die Ziehharmonika.

Von diesem Abend an regnete es Einladungen für Anne Karine. Und Anne Karine entfaltete sich zum Spaßmacher der Stadt. Was Anne Karine gesagt und getan hatte, war in den Damenkaffees das allgemeine Gesprächsthema.

Wo es auf schnelle Auffassung und gesunden Menschenverstand ankam, war Anne Karine Nummer eins. Aber kam die Rede auf die allerprimitivsten Kenntnisse, da rannte Anne Karine sich sehr häufig fest, — was sie indes nicht im mindesten anfocht.

Die jungen Mädchen luden sie in ihre Kränzchen ein und kamen sie abzuholen, um auf dem Breitenweg zu zweien und dreien eingehakt mit ihr zu promenieren. Und Anne Karine schrieb nach Hause an Vater und Onkel Mandt, daß alles sehr nett sei.

Aber eines Tages fragte der Adjunkt in der Stunde, ob Fräulein Corvin ihm etwas von Ludwig dem Vierzehnten erzählen könnte. Fräulein Corvin dachte gründlich nach und gab dann ein Resümee ihres Wissens ab:

„Er war ein alter Wichtigtuer — und mit einer Madam verheiratet."

„Sieh mal an, das ist ja immerhin etwas!" lächelte der Adjunkt. „Wie hieß denn diese Madam, Fräulein Corvin?"

„Rosinante", antwortete Fräulein Corvin rasch und bestimmt.

Hinter Anne Karines Rücken entstand ein starkes Kichern.

„Nein. Rosinante hieß sie nicht", lachte der Adjunkt.

„Na, dann hieß sie Maintenon", antwortete Anne Karine seelenruhig.

„Ganz recht. Madame Maintenon hieß sie. Aber wie kommen Sie eigentlich dazu, die beiden Namen zu verwechseln, Fräulein Corvin. Die haben doch gar keine Ähnlichkeit miteinander", sagte der Adjunkt.

„Unsere Wagenpferde zu Haus heißen Rosinante und Maintenon", antwortete Anne Karine. „Und mit einem von den beiden war Ludwig der Vierzehnte verheiratet, das weiß ich bestimmt."

Die Klasse brüllte vor Lachen. Anne Karine drehte sich gekränkt um.

„Ihr solltet bloß mal probieren, Rosinante und Maintenon an der Gerberei vorbeizufahren, ihr Gänse, dann würdet ihr's schön bleiben lassen, über sie zu lachen", sagte sie wütend und zog die Augenbrauen dicht zusammen.

Von da an machte Anne Karine sich nichts mehr daraus, mit den Mädchen zusammen zu sein. Und als Frau Corvinia sie nach dem Grunde fragte, antwortete Anne Karine, sie wären gänsig. Statt dessen warf sie ihre Schwärmerei auf Frau Netzlers kleinen Buben. Aber als Finn Netzler eines Tages nach Hause kam und erzählte, er habe im Stall ganz allein auf einem „labendigen Pferd" geritten, und das nächstemal, er wäre mit Kari auf der Wiese gewesen, und sie habe mit einem ganz kleinen „rüchtigen" Gewehr geschossen, daß es nur so paffte, da hielt Frau Netzler es für das Ratsamste, Anne Karine innerhalb der vier Wände zu behalten. Sie hatte immer was Leckeres, womit sie Anne Karine zu traktieren wußte. Und so lange davon noch was übrig war, hatte Anne Karine keine Eile.

Frau Corvinia hatte in letzter Zeit täglich an Kopfweh gelitten. Sie behauptete, daran wäre die ekelhafte alte Katze schuld, die immerzu im Garten umherlief und miaute, so daß sie des Nachts kein Auge zutun könne. Und eines Morgens machte auch der Oberstleutnant seiner Wut über „das verdammte Katzenvieh" Luft.

Die Nacht darauf fing das Konzert von neuem an. Der Oberstleutnant sprang aus dem Bett und lief ans Fenster, um die Katze zu verscheuchen. Im selben Augenblick hörte er einen scharfen Schuß gerade über seinem Kopf. Die Katze taumelte vom Dach der Laube hinab in Sikkelsens Garten.

Im Nu hatte der Oberstleutnant die Hosen an. Er machte Licht und stürzte mit flatternden Hosenträgern und klappernden Pantoffeln zu Anne Karine hinauf. Und hinter ihm her trabte Frau Corvinia mit dicken bloßen Beinen, in Nachtjacke und kurzem Hemd bis an die Knie und mit einem weißen Ringelzöpfchen.

Anne Karine stand noch in ihrem langen weißen Nachthemd am Fenster — in der Hand den Revolver — stolz und strahlend.

„Aber Kari, was hast du nur gemacht?" fragte der Oberstleutnant.

„Das Katzenvieh totgeschossen, natürlich. Ihr habt ja gesagt, ihr könntet nicht schlafen. Aber ich habe solange nicht geschossen, habt ihrs gehört? Jetzt wirst du wenigstens dein Kopfweh los", sagte sie zu Frau Corvinia.

Frau Corvinia sah sie scharf an.

„Ganz ehrlich, Anne Karine", sagte sie. „War es wirklich um unseretwillen, — oder um dir selbst einen Spaß zu machen?"

„Na ja — beides", antwortete Anne Karine aufrichtig. „Aber die Idee habe ich um dich gekriegt."

Und nun geschah das Merkwürdige, daß Frau Corvinia zu Anne Karine ging, ihr das Haar streichelte und sie zum erstenmal Karine nannte.

„An gutem Herzen fehlt's dir nicht, du kleine Kari Corvin", sagte sie. Und dann zogen die beiden lustig gekleideten Gestalten wieder ab.

Anne Karine sah ihnen verwundert nach.

„Donner und Doria, wie sie Vater ähnlich war", sagte sie, „aber ich gäbe was drum, hätte ich sie photographieren können."

Als sie am anderen Tage nach Tisch beim Kaffee saßen, kam das Mädchen mit einem Brief an den Herrn Oberstleutnant. Der Brief hatte untrügliche Merkmale von den Fingern des Schreibers. Das Mädchen sagte, der kleine Bub vom Simen auf der Brücke stände draußen und wartete auf Antwort.

Der Oberstleutnant öffnete den Brief und las ihn. Dann lehnte er sich im Stuhl zurück und lachte, lachte Tränen. Und reichte Frau Corvinia und Anne Karine den Brief.

Der Brief lautete:

An den Herrn Oberschtleutnant.

Anbei eine feine Ratenkaze geschosen in ihr garten nachts zwei Mark zu zasl enan Iberbringer.

Hochagtungsfoll

Simen Olesen (auf der Brücke)

Frau Corvinia lachte, bis sie zu platzen drohte. Anne Karine fand es nicht sehr komisch. Sie war gewöhnt an die Rechnungen vom Schmied daheim — „rebraschon ein Ekvipasch Wagen" und Ähnliches.

„So eine gute Lache ist ihre drei Mark wert," sagte der Oberstleutnant und reichte dem Mädchen das Geld, „zu zallen an Iberbringer."

Anne Karine stürzte augenblicklich nach oben und kam mit den drei Mark zurück, die sie dem Oberstleutnant gab.

„Da bitte, das Vieh bezahle ich. Ich hab den Spaß davon gehabt."

Der Oberstleutnant protestierte. Aber Anne Karine gab nicht nach. Er mußte schließlich das Geld annehmen.

Er tröstete sich damit, daß er das Geld Anne Karine ja auf andere Weise wieder zustecken könne.

Den Brief las der Oberstleutnant im Klub vor. Und Anne Karines Jagdgeschichte wurde überall bekannt.

Es war noch ein paar Tage bis Weihnachten. Und noch immer kein Schnee. Es hatte zwar einmal geschneit, aber der Schnee war gleich wieder geschmolzen.

Anne Karine dachte sehnsüchtig an die schönen Skihänge daheim und auf dem Näsbyhof. Matthias Corvin hatte geschrieben und angedeutet, daß Anne Karine Weihnachten nach Hause kommen möchte. Und Onkel Mandt hatte geschrieben und deutlich gesagt, sie erwarteten sie sicher, — dick unterstrichen. Aber der Oberstleutnant und Frau Corvinia fanden einstimmig, daß es absolut keinen Sinn hätte. Unter Umständen könnte sie am Weihnachtsabend in Nebel und Schneegestöber auf dem Dampfer liegen bleiben, anstatt auf dem Näsbyhof Weihnachten zu feiern. Und das wäre doch kein besonderes Vergnügen.

Also schrieb Anne Karine, daß sie nicht käme. Aber sie schickte ein Paket mit den allermerkwürdigsten Geschenken an Vater und Onkel Mandt und alle Dienstboten.

(Fortsetzung folgt.)

mit den herrlichsten Klangfarben gesättigt hat. Wo es not tut, hat er slavonische Heimatsmelodien übernommen, aber auf seine Art und mit seiner Kunst. Das Ergebnis ist ein musikalisches Meisterwerk, das nach überaus glücklichem Start noch in diesem Jahre seinen Siegeslauf um die Welt antreten und damit eine Parallele zum Welterfolg des „Rosenkavaliers" ziehen wird.

Die Aufführung selbst, die übrigens auch durch den Rundfunk verbreitet wurde, gestaltete sich unter Clemens Krauß' Stabführung zu einer hinreißenden Leistung der Dresdener Oper. Von den Mitwirkenden ragten Friedrich Plaschke, Martin Kremer, Karl Streit, ferner Margit Bokor, Camilla Kallab, Elice Illiard hervor. Die Hauptrollen fanden in Alfred Jerger und Viorica Ursuleac Verkörperungen, die geradezu ideal erschienen. Der technische und szenische Apparat wurde von Joseph Gielen und Eva Plaschke-von der Osten entsprechend gemeistert.

Was wird aus den Prinzessinnen?

Die Frage ist nicht ungerechtfertigt, angesichts der neuerlichen beiden Prinzenhochzeiten, die soeben stattgefunden haben, denn weder der älteste Sohn des gewesenen spanischen Königs noch der des deutschen Exkronprinzen schlossen ebenbürtige Ehen.

Die Aussichten für die noch vorhandenen heiratsfähigen Prinzessinnen, ohnehin nicht sonderlich günstig, haben damit noch eine weitere Verschlechterung erfahren. Die wenigsten der jungen fürstlichen Damen können sich noch Hoffnungen auf einen regierenden Herrn machen. Sie müssen mit Ehelosigkeit rechnen, wenn sie sich nicht ihrerseits ebenfalls zu unebenbürtigen Heiraten entschließen wollen.

Zwei Kronprinzen gibt es noch, die zu haben wären, wenn sie sich nicht auf die Seite der eingefleischten Junggesellen geschlagen hätten: der dänische und der englische Kronprinz, die eines Tages, wenn sie überhaupt zur Ehe schreiten, ihre Wahl nicht unter den Prinzessinnen treffen würden. Womit allerdings unabsehbare Konflikte heraufbeschworen würden, denen die hohen Herren lieber aus dem Wege gehen.

Ansonsten gibt es noch eine Reihe von Kronprinzen, allerdings in kindlichem Alter und zumeist Balkanprinzen, die von ihren Frauen das Aufgeben der Heimat verlangen müssen, was die deutschen Prinzessinnen nicht gern zu tun pflegen. Der König Zogu von Albanien, der vor mehreren Jahren noch als Freier genannt wurde, scheint seine Heiratsabsichten vollkommen aufgegeben zu haben, nachdem sein Wunsch, eine der Töchter des italienischen Königs zur Frau zu bekommen, unerfüllt blieb.

Zwei englische Prinzen sind noch zu haben, Söhne des Königs, aber auch sie haben die Dreißig bereits überschritten, ohne in den Stand der heiligen Ehe getreten zu sein. Den Prinzen Georg sagte man bereits mit der schwedischen Prinzessin Ingrid verlobt; sie galt auch für die präsumtive Braut des Thronfolgers. Doch bis jetzt führt sie das durchaus nicht unangenehme Dasein einer unverehelichten Prinzessin aus gutem, sorgenfreiem Hause, der es um die Zukunft nicht gerade bange zu sein braucht, denn hübsch ist sie obendrein.

Von der nicht mehr ganz jungen Generation wären da noch zwei griechische Prinzessinnen, Töchter des Königs Konstantin, die zurzeit in Florenz leben und die kaum noch auf dem fürstlichen Heiratsmarkt figurieren, es wohl auch nicht mehr wollen nach den mancherlei Erfahrungen, die sie bei ihren Verwandten, ganz besonders bei ihrer Schwester, der Prinzessin Helene von Rumänien, haben machen müssen.

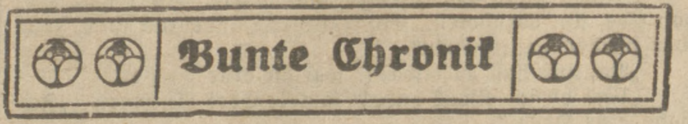
Auch die Tochter der Großfürstin Victoria von Rußland, Prinzessin Kyra, ebenfalls nicht mehr so ganz jung, hat bis zur Stunde noch nicht den rechten Mann gefunden.

Dafür tauchen drei allerliebste, sozusagen butterjunge fürstliche Heiratskandidatinnen auf dem Plan auf: die beiden blonden Töchter des deutschen Kronprinzen, Alexandrine und Cäcilie, und in Italien die schöne brünette Prinzessin Maria, die hartnäckig als künftige Braut des jungen Erbkönigs Otto von Habsburg bezeichnet wird. Die Gerüchte wollen nicht verstummen, um so weniger, als die ungarische Königsfrage immer wieder aufgerollt wird.

Zu den zwei Junggesellenkronprinzen gesellt sich noch eine kronprinzliche Junggesellin, die gutem Vernehmen nach das Heiraten ebenfalls abgeschworen haben soll, und das ist die holländische Kronprinzessin Juliane, eine Glanzpartie für einen Prinzen, wie sie sich kaum zum zweiten Male bietet.

Nur daß die Prinzen von heutzutage eben nicht mehr die Prinzen wie weiland um die Prinzessin Turandot sind.

Rema.



Ein neuer Motorschlitten.

Schon so lange es Automobile gibt, beschäftigt man sich mit dem Problem der Konstruktion von Motorschlitten. Besonders aktuell wurde diese Frage während des Krieges, wo in den schneereichen Wintern ein Vorwärtskommen mit Automobilen oft nicht möglich war. Schon in den ersten Monaten des Krieges wurde auf der Feste Boyen bei Lötzen ein Versuch gemacht, einem Schlitten einen Flugzeugmotor mit Propeller aufzumontieren. Es wurden mehrere solcher Fahrzeuge in Dienst gestellt, aber sie erfüllten nicht voll ihren Zweck. Jetzt macht die Reichspost in Berchtesgaden Versuche mit einem Raupenschlepper, der den Postautobusdienst im winterlichen Gebirge versehen soll. Der Wagen faßt 10 Personen und erreicht eine Geschwindigkeit von 15 Stunden-Kilometern.

*

Ein Schwertfisch rammt ein Boot.

Siebenunddreißig Schiffbrüchige, die sich auf dem Wrack eines arabischen Segelbootes an die afrikanische Küste gerettet hatten, erzählten, daß sie acht Tage vorher von einem gewaltigen Schwertfisch angefallen worden waren, der das Boot leck geschlagen hatte. Vergebens hatten die Männer die ganze Nacht versucht, das Loch wieder dicht zu machen. Sie versuchten dann, das sinkende Boot in den Hafen zu bringen; es zerschellte jedoch nicht weit von der Küste an einem Riff. Passagiere und Besatzung konnten sich aber schwimmend an Land retten. Der Kapitän des Bootes erklärte, daß er schon seit 15 Jahren das Segelschiff gesteuert habe, und während der ganzen Zeit habe er noch nie einen Schwertfisch gesehen. Dieses sei das aufregendste Abenteuer gewesen, das er je als Seemann erlebt habe.



Das Gutachten.

Da war in Bayern in den neunziger Jahren ein Psychiater namens Hecht. Eines Tages wird dem Professor ein schwerer Junge vorgeführt. Zur Untersuchung auf Geisteszustand und so.

Es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

„Sie heißen?"

„Schuster."

„Was sind Sie?"

„Schneider."

„Komisch", meint der Professor, „Sie heißen Schuster und sind Schneider."

„Wieso komisch?" gibt der schwere Junge zurück. „Sie heißen ja auch Hecht und sind ein — Rindvieh ...!"

Darauf hat der Psychiater Hecht folgendes Gutachten erstattet: „Der Angeklagte ist völlig normal und für seine Straftaten in jeder Weise verantwortlich zu machen."

*

* **Aus dem Hinterhalt.** „Ultimo wirst du die zehn Mark zurückbekommen!"

„Welche zehn Mark denn?"

„Die du mir heute borgen sollst!"

Verantwortlicher Redakteur: I. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.

Auf Wiedersehen!

Kriminalskizze von Erwin Kreker=Berlin.

Wenn man zwei Jahre redlich abgesessen hatte und endlich aus dem grauen Kasten herauskam, wenn man dann den Wachtmeister-Portier Müller II passierte und einem dabei ein „Auf Wiedersehen" entschlüpfte, Himmel, das war verdammt nicht angenehm.

Gierig atmete Fritz Lemke die frische Luft ein.

Drüben stand Ede Klemm und winkte. Nett war das von Ede, ihn abzuholen. Ein kräftiger Händedruck, und Fritz war wieder „mittendrin".

„Na, und hast du etwas?" war die erste Frage.

„Und ob ich etwas habe!" lautete Edes Antwort. „Ich habe eine Idee."

„Na, und ist damit etwas zu machen?"

„Und ob da etwas zu machen ist!"

„Die Sache ist gut, wird gemacht", erklärte Fritz seine Bereitwilligkeit ,für die Zukunft mit Ede weiterhin Geschäfte zu machen.

Im Hauptzollamt war es kurz vor Mittag immer leer. Wer dann kam, wurde immer schnell abgefertigt. Eine Viertelstunde vor Schluß betraten zwei Herren das Amtszimmer.

„Mein Name ist Bauer, Max Bauer, Kunsthändler. Ich möchte dieses Bild hier durch meinen Sekretär nach Paris schicken, ich habe es dorthin verkauft. Was muß ich da an Zoll bezahlen?"

„Wie hoch ist denn der Kaufpreis?" fragte der Beamte und betrachtete das gerollte Gemälde, dessen Leinwand sich wie Pergament anfühlte und dessen Farben stark nachgedunkelt schienen.

„25 000 Mark, heute viel Geld, aber es ist ein Reggio."

„Bis zu 30 000 Mark beträgt der Zoll ein Fünftel."

„Das wären ja 5000 Mark!"

„Jawohl."

„Das ist ja schauderhaft! Seit zwei Jahren habe ich kein Bild mehr ins Ausland verkauft. Der Zoll ist nicht mit in den Verkaufspreis eingerechnet worden. Da muß ich doch noch vorher mit dem Käufer verhandeln, ob er den Zoll nicht wenigstens zur Hälfte trägt. Eine Bitte: Würden Sie mir bescheinigen, daß ich für dieses Bild für den Fall des Verkaufs ins Ausland 5000 Mark Zoll zu entrichten habe?"

„Das kann ich machen. Sie müßten jedoch eine Mark für die Bescheinigung auslegen."

Max Bauer bekam eine amtliche Bescheinigung, daß für das Bild „Frau im Fenster" von Reggio vom Werte des Gemäldes, nämlich 25 000 Mark, ein Fünftel, und zwar 5000 Mark, an Zoll für den Fall des Verkaufs ans Ausland zu entrichten sei.

Mit „vielem Dank" verließen der Kunsthändler Max Bauer und der andere Herr das Zollamt. —

Acht Tage später: Ein Herr betrat den Laden des Kunsthändlers Zahle. „Ich möchte diesen Reggio verkaufen; haben Sie vielleicht Interesse dafür?" Mit diesen Worten wickelte er das gerollte Gemälde aus seiner Umhüllung. „Mein Name ist übrigens Großmann, Max Großmann."

Interessiert betrachtete es der Kunsthändler. „Weshalb wollen Sie denn das Bild verkaufen?" fragte er.

„Das ist eigentlich so eine Sache. Ursprünglich wollte ich das Bild mit ins Ausland nehmen und es da irgendwo verkaufen. Aber der Zoll ist so gewaltig, daß dadurch der Preis zu hoch wird. Ich habe hier auch eine amtliche Bescheinigung darüber."

Hatte der Kunsthändler zuerst einen leisen Zweifel an der Echtheit des Gemäldes gehabt, so wurde dieser jetzt vollends durch die Bescheinigung des Zollamtes beiseite geschoben.

„Können Sie mir das Bild einen Tag an Hand lassen?"

„Das kann ich leider nicht machen. Ich möchte es nicht aus der Hand geben."

Zahle merkte, daß er sich sofort entscheiden müsse, wenn er das Bild erwerben wollte. Einen Interessenten dafür hatte er schon. Vor vier Tagen war ein Amerikaner dagewesen, der nach einem alten italienischen Meister fragte. Seine Adresse hatte er hinterlassen. Noch zwei Wochen wollte er hierbleiben. Er wohnte im Hotel Regina.

„Was wollen Sie denn dafür haben? Es ist heute sehr schwer, ein solches Bild an den Mann zu bringen."

„Das ist richtig. Wenn man allerdings erst den richtigen Mann hat, dann ist es nicht mehr allzu schwer."

Nach langem Betrachten und Überlegen einigten sich der Kunsthändler und Max Großmann auf 13 000 Mark, davon 3000 Mark bar per Kasse, auf den Rest erhielt Großmann einen Scheck. —

Zwei Häuser von Zahle entfernt wartete Fritz Lemke auf „Herrn Großmann", alias Ede Klemm.

„Alles in Ordnung", flüsterte Ede seinem Kompagnon Fritz zu. „Er hat mir einen Scheck über zehn Mille gegeben. Nun aber ab!" — — —

Das wäre alles gut gegangen, wenn nicht gerade Wachtmeister-Portier Müller II in Zivil — er verlebte ein paar Tage Urlaub — beobachtet hätte, wie der neu eingekleidete Fritz Lemke auf einen Herrn zuging, der aus der Kunsthandlung von Zahle herauskam.

Müller II hatte eine feine Nase und sogleich witterte er, daß da etwas nicht stimme. Mit einem Polizisten in das Geschäft von Zahle hineingehen, fragen, was der Herr eben gemacht habe, und hinter den Gaunern hereilen, war eins.

Ohne viel Worte wurden die beiden festgenommen. Der Fang war gut und richtig. —

Als Fritz Lemke wieder zu ein paar Jahren verknackt war und zum Absitzen seiner Strafe in die altvertraute Stätte eingeliefert wurde, da meinte er mit resignierter Stimme zu dem diensttuenden Wachtmeister-Portier Müller II: „Wenn ich damals nicht ‚Auf Wiedersehen!' gesagt hätte, dann wäre mir das hier sobald nicht passiert!"

„Arabella", der jüngste Strauß.

Aus Dresden wird uns geschrieben:

Die Dresdener Oper hatte ihren großen Tag. Nach alter Tradition hat sie die Uraufführung eines neuen Werkes von Richard Strauß herausgebracht, mit dem gleichen Erfolge, der einst an derselben Stelle der „Salome", der „Elektra", dem „Rosenkavalier" beschieden war. Es war in den letzten Jahren etwas still geworden um Richard Strauß. Man glaubte, daß die musikalische Erfindungskraft des nunmehr beinahe Siebzigjährigen allmählich zu versiegen anfange. „Arabella" hat bewiesen, daß nichts von alledem wahr ist, im Gegenteil, der Jungborn musikalischer Erfindung fließt hell und klar und hat die deutsche Opernliteratur um ein Werk bereichert, das fortan gleich dem „Rosenkavalier" zum eisernen Bestand der Opernspielpläne gehören wird.

Aus dem vor kurzer Zeit veröffentlichten Briefwechsel zwischen Strauß und Hugo von Hoffmannsthal, dem Textdichter, wissen wir, daß die beiden, die sich so oft zum glücklichen Bunde zusammenfanden, mit dieser „Lyrischen Komödie in drei Aufzügen" in gewisser Weise noch einmal den „Rosenkavalier" wieder aufleben lassen wollten. Die Idee hat beide, dichterisch und musikalisch, allerdings seit 1911 beschäftigt. Aber erst kurz vor seinem Tode (1929) hat Hoffmannsthal die endgültige Bearbeitung abgeschlossen und ein ausgezeichnetes Textbuch geschaffen, das zu komponieren Richard Strauß große Freude bereitet haben muß. Allerdings ist „Arabella" weder eine Neuauflage, noch ein Duplikat des „Rosenkavaliers". Nur die Wiener Luft und einige Typen sind die gleichen, die wir aus der Welt Oktavians und des Lerchenhauers kennen. Wiener Luft und Lust, Sentimentalität und Liebesseligkeit hier wie dort, umwogt von bezwingenden Walzerrhythmen, führen beide Werke zu engerer Kameradschaft. (Selbst die Hosenrolle kehrt wieder.) Was uns Hoffmannsthal in diesem Libretto vorführt, ist abermals eine hoch interessante kulturpolitische und gesellschaftspolitische Studie des Lebens in der Wiener Gesellschaft um das Jahr 1860 herum. In die etwas brüchige Dekadenz der Männer und Frauen bringt ein Held aus Slavonien, eine Art Lohengrin, lebendige Kraft, durch die er seelische Gesundung und vor allem ein glückliches Ende zu Wege bringt. Das ist an sich keine Offenbarung, auch kein überwältigender Textvorwurf, aber immerhin eine Komödie, die sich sehen lassen kann. Um sie auch hörbar zu machen, hat Richard Strauß die Lyrik in Noten gesetzt, in einer Formvollendung, die trotz gewisser vereinsamter Stellen im zweiten Akt zur uneingeschränkten Bewunderung nötigt. Auch diesmal ist Strauß dem Ariadne-Orchester treu geblieben, nur daß er es noch unendlich verfeinert und